

## Franz v. Gaudy.



Es war noch eine schöne Zeit, als wir da zusammenfassen in der Schützenstraße zu Berlin, Romulus Heilmann, der nun schon lange hinüber gegangen ist, Eduard Ferrand, der jetzt auch todt, Arthur Mueller, und die Andern all', die lustigen Säger, die damals zu dem Verein der jüngeren Berliner Dichter gehörten. — Ich sage, es war eine recht schöne Zeit, und die alte Linde da im Garten könnte viel erzählen, von den fröhlichen Gesellen, die sich dort zusammenfanden, und sich Gedichte vorlasen, und ihren Liebsten manch Lebehoch brachten und dem Wirth ein Pöreat, wenn das Bier einmal trübe war. Ja, ja, da war noch keiner, der schon tiefer in's Leben hineingeblickt hatte, in das kalte, zusammengefrorne Alltagsleben mit seinen Buchhändlern, Kammergerichten und Censoren, und die Namen der Festungen kannte man nur aus der Geographie. Das ist jetzt Alles ganz anders geworden. Ein Verleger druckt nur dann Gedichte, wenn es politische sind; aber wenn der Dichter den Pegasus bestiegt, legt er dem armen Vieh Scheuklappen an, worauf die drei Worte geschrieben sind: „Kirche, Staat, Privatinteressen.“ — Doch ich will lieber selbst einen Gedankenstrich machen, als mir dergleichen machen lassen, und zudem möchte der Leser auch fragen, was diese thörichten Reflexionen mit dem Dichter zu thun haben, von welchem ich hier spreche. Darauf würde ich jedoch antworten, daß sie allerdings wohl mit ihm zu thun haben; denn der arme Gaudy hat viel zu kämpfen gehabt mit den Censurfedern, und wer's nicht glauben will, lese nur fleißig seine Gedichte, wo er sich darüber wundert, daß es noch Freitische, Freieremplare und andere Freiheden giebt, daß man einen Brief frei machen kann u. s. w.

Aber wieder auf die alte Linde zurück zu kommen, so muß ich erzählen, daß wir auch einmal in ihrem lustigen Schatten zusammenfassen, und der Kellner mit der grünen Schürze viel zu rennen hatte, denn es war ein recht heißer Tag und das häufige Versetzen trocknete den Mund aus, als uns Gaudy besuchte. Ich sah ihn damals zum ersten Male, und seine imponirende, zugleich aber gewinnende Persönlichkeit machte einen tiefen Eindruck auf mich und auf uns alle, die wir ihn mit herzlichster Freundschaft empfingen. — Seit jener Zeit war er ein oft und gern gesehener Gast in diesem Kreise, denn wenn er den Vormittag über gearbeitet hatte, saß er den Rest des Tages am liebsten in der Gesellschaft gleichgesinnter Freunde, sich über Poesie und Literatur unterhaltend, ohne jedoch die anderen Interessen des Lebens zu vernachlässigen.

Er war im Jahre 1800, am 19. April, zu Frankfurt a. d. O. geboren und sein Vater, Franz Wilh. Leop., Freiherr v. Caudy, nachmals 1814 General-Gouverneur von Sachsen. Der Knabe reifte somit unter dem Waffenklinge heran, der sein Vaterland in jener Zeitperiode aus der lethargie wach rief, in welche ganz Deutschland versunken war, und hatte um so mehr Gelegenheit, Antheil daran zu nehmen, als ihn sein Vater ebenfalls für die militärische Laufbahn bestimmte. Zu jung indessen, um an dem sogenannten Freiheitskriege Antheil zu nehmen, faßte er nachmals einen entschiedenen Widerwillen gegen den Militärdienst im Frieden, der ihn bis zu seinem Tode nicht verließ. Seinen ersten Schulunterricht hatte er in dem Collège français zu Berlin erhalten; nachher bezog er das Gymnasium zu Schulpforte und verließ dasselbe erst im Jahre 1818, um dem Plane seines Vaters gemäß in ein Regiment einzutreten. Bereits im folgenden Jahre zum Officier avancirt, sagte diese Lebensweise dennoch seinem lebhaften, feurigen Geiste, der jede Abhängigkeit haßte, durchaus nicht zu, und ein komisches Bild dieses Seelenzustandes entwirft er in seiner „Lieutenantsklage.“ Obgleich sein Vater bereits 1823 starb, gelang es ihm doch nicht, sich vor dem Jahre 1833 von dem Militärdienste loszumachen, dann aber verließ er seine Garnison Glogau und eilte von da nach Berlin, nur allein der Poesie und andern literarischen Beschäftigungen zu leben.

Es scheint indessen, als ob das Talent des Dichters eine längere Entwicklungsperiode zur Selbstständigkeit brauchte, wenn er nicht vielleicht das „nonum in annum“ des Horaz in Anwendung bringen wollte; denn erst in einem Alter von neunundzwanzig Jahren veröffentlichte er seine ersten dichterischen Productionen, eine Sammlung von Gedichten, unter dem Titel: „Erato“ (Glogau 1829). Unstreitig finden wir auch in diesen Versen, die nichts desto weniger 1835 eine zweite Auflage erlebten, das Nachklingen der Heine'schen Manier auf eine auffallende Weise hervortreten, und obgleich Caudy's spätere Arbeiten eine weit gediegenere Originalität bekunden, so stoßen wir doch selbst in diesen noch auf ähnliche Erinnerungen. Man vergleiche z. B. die folgenden Stellen:

Heine: die Heimkehr III.

Mein Herz, mein Herz ist traurig,  
Doch lustig leuchtet der Mai;  
Ich sehe gelebt an der Kinde  
Doch auf der alten Bassel.

Da drunten fließt der blaue  
Stadtgraben in stiller Ruh;  
Ein Knabe fährt im Kahne,  
Und angelt und pfeift dazu ꝛc.

Caudy: der Handwerksbursch.

Bei'm Heiligen auf der Brücken  
Siß' ich auf steinerne Bank,  
Und werfe das Nängel vom Rücken  
Und schaue den Fluß entlang.

Es schwellt der Wind das Segel  
Heidi! Das geht vom Fleck,  
Der Schiffer, der faule Flegel,  
Ruht schmauchend auf dem Deck ꝛc.

Indessen berechtigen in der That nur die ersten Arbeiten Caudy's zu einem solchen Urtheile, und seine Prosa giebt uns noch weniger Anlaß dazu. Das Erste in dieser Gattung, was von ihm erschien, war ein viel gelesenes, in kurzer Zeit die zweite Auflage erlebendes Buch: „Gedanken sprünge eines Cholera Entronnenen“ (Glogau 1832), eine Arbeit voll hecken Humors, der sich mitunter mit beißender Satyre mischt; aber wenn auch hier die Einzelheiten weniger an Heine erinnern, so läßt sich bei der Anlage des Ganzen der Gedanke an eine ähnliche Tendenz, wie die der Heine'schen Reisebilder, nicht gänzlich ableugnen. — Indessen rang er sich immer mehr und mehr kräftig von dieser Abhängigkeit los. Dies beweisen die 1833 erschienenen „geschichtlichen Gesänge der Polen Niemcewicz und Mickiewicz“ und die Arbeiten des folgenden Jahres „Korallen“ und „Desengano“ eine Novelle. 1835 vollendete er die metrische Bearbeitung des Roman von Kollo und den Herzogen der Normandie von Robert Wace und sodann seine „Kaiserlieder.“

Von allen andern Arbeiten Caudy's sind es wohl diese Gedichte vorzüglich, welche dazu dienen, seinen Dichterehruhm zu begründen. Eine kräftige und dennoch wieder weiche, fast wehmüthige Sprache, die sich gefällig dem Gegenstand anschmiegt, die Poesie, welche ihre ersten, süßenden Gedanken in die ehernen Blätter der Weltgeschichte hineinhaucht, sind die Vorzüge dieses Werkes, das den Dichter zu den Besten unserer Nation emporhebt. — Welch' ein schöner Gedanke der poetischen Gerechtigkeit liegt nicht in dem Gedichte, der Napoleons Trennung von Josephine behandelt:

### III

„Und die Kaiserin erhebt sich, zeichnet trüb' das Pergament,  
Das sie von der Herrscherkrone, das sie von dem Gatten trennt.  
Scheidet mit verhülltem Auge, weinet unter Blumen fern  
Weinet bis zum Tod, entflohen ist mit ihr des Kaisers Stern.“

Nach der Beendigung dieser Arbeiten machte Gaudy eine Reise nach Italien, welche auch zunächst den Stoff zu seinem viel gelese- nen Buche: „mein Römerzug“ (3 Bde. Berlin 1836) gab. Ein zweites Werk, zu welchem er den Stoff, den ihm diese Reise darbot, benutzte, war eine kleine Novelle, die unter dem Titel: „aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen“ zu Berlin 1836 erschien und wahrscheinlich durch Nicolais ziemlich allgemein bekanntes Buch über Italien hervorgerufen sein mag. In derselben Zeit schrieb er auch die Erzählung: „Clotilde von Valons Chalys.“ Während dieser Arbeiten hielt sich Gaudy größtentheils in Berlin auf, noch außerdem mit Arbeiten für Journale (Morgenblatt, Berl. Conversationsblatt, Preuß. Volksfreund u. A.) beschäftigt. — Obgleich er durch seine Geburt auf die Gesellschaft der höchsten Birken hingewiesen war fühlte sich Gaudy dennoch wenig heimisch in diesen steifen, eleganten Salons, sondern zog eine bequeme, gemüthliche Geselligkeit unter guten Freunden jenen aristokratischen Freuden vor. Er machte auch gar kein Geheimniß daraus, daß er sich in irgend einem Kaffehause bei einem Glase Wein, oder gar ganz plebejischem Biere, mit einer Cigarre im Munde, einem Freund gegenüber sitzend, weit wohler befände, als auf dem schlüpfrigen Fußboden eines Gesellschaftssaales, im Gespräche mit geputzten Salonsdamen und besternten Herren. Man kann daher wohl schließen, daß er deshalb Anfeindungen aller Art ausgesetzt war; doch rächte er sich durch manchen Ausfall seiner heißenden Satyre, mit welcher er den hohlen Aristokratismus unsrer Zeit züchtigte, z. B. in der Parodie des Körnerschen Gedichtes „Männer und Frauen, das wir in seiner Sammlung abgedruckt finden, wo es heißt:

Es stehn die Diener starr und stumm  
Um den gnädigen Herren im Kreis herum.  
Der spricht stolz zum Bedientenpaeke  
Zeisend die recht' und die linke Backe;  
Schaut Ihr Hallunken in mir den Mann  
Ja in mir den Mann  
Aus dem nichts Höhr'es werden kann.  
Gott machte mich zum Edelmann,  
Der Fürst hing mir den Schlüssel an.  
Was bleibt nun  
Mir zu thun?  
Mich zu rasiren und auszuruhn.

Für die Verläumdungen, welche ihn deshalb trafen, entschädigte ihn jedoch die Gesellschaft der geistreichsten Männer Berlins. Ganz besonders vertraut war er mit Chamisso und unternahm mit diesem gemeinschaftlich eine ziemlich schwierige Arbeit, die Uebersetzung einer Auswahl der Lieder von Beranger. Zugleich besorgte er auch mit Chamisso die Herausgabe des deutschen Musenalmanachs, nachdem Schwab von der Redaction desselben zurückgetreten war. 1837 veranstaltete er eine neue Sammlung seiner Gedichte, die er unter dem anspruchslosen Titel: „Lieder und Romanzen“ (Leipzig, bei Weidmann) herausgab; bald nachher erschienen in zwei Bänden „Venetianische Novellen.“

Der Aufenthalt in Italien hatte indessen einen zu günstigen Eindruck auf seinen Geist geübt, daß er sich nach diesen anstrengenden Arbeiten nicht noch einmal gesehnt haben sollte, den klassischen Boden der Halbinsel abermals zu betreten. Er beschloß seine Reise zu wiederholen, und von seinem Freunde Ferrand bis nach der Schweiz geleitet, kam er wieder in Rom an, wo er von den dortigen Künstlern jeder Nation mit den ehrenvollsten Auszeichnungen aufgenommen wurde.

Während dieser Zeit starb Chamisso in Berlin, und in einem wunderschönen Gedichte, welches in der That zu seinen besten Arbeiten gehört, feierte Gaudy den Tod seines enlternten Freundes, der ihn mit wehmüthigen Ahnungen erfüllt zu haben schien. Seine Rückkehr nach Berlin, die Gesellschaft der alten Bekannten heiterte ihn jedoch wieder auf und er überließ sich aufs Neue mit der alten

IV

Thätigkeit seinen literarischen Beschäftigungen, als ihn im Februar 1840 der Tod unvermuthet den Armen seiner Freunde entriß. —

Wenn wir nun noch einen Blick auf das Gesammtwirken Gaudy's werfen, so könnte allerdings nur ein übertriebenes Lob ihn den Coriphäen unserer Dichter zugesellen. Er gehört mit zu der romantischen Schule der neueren Periode, der indessen, wenn nicht alle Anzeigen trügen, eine gänzliche Umwälzung bevorsteht; denn auch in der Poesie macht sich, wie in jedem andern Interesse unsers geistigen und materiellen Lebens mit jedem Tage mehr und mehr die Spaltung sichtbar, die bisher durch den bodenlosen Indifferentismus mit eben so vieler Gefahr für den Unvorsichtigen beider Partheien verdeckt wurde, wie der Abgrund eines Felsens, über welchen tückische Schlingpflanzen ihre grünenden Arme für den Wanderer trügerisch lockend ausbreiten, er komme nun von der einen oder der andern Seite. Aber jetzt endlich stehen beide Partheien einander mit dem klaren Bewußtsein ihrer selbst gegenüber, und in der Poesie greift die Romantik nach Schwert und Pickelhaube, um ihre Interessen zu vertheidigen. Der Feldruf: Liberal! Ultra! erkönt immer ernster und gewichtiger. — Gaudy wäre in der That ein tüchtiger Kämpfer für das erstere Princip geworden, oder auch wohl für das glückliche Ganze, welches aus einer Verschmelzung beider Partheien hervorgehen wird und muß. Sein scharfer, beißender Spott begann schon zu einer Zeit den kleinen Krieg, als die Poesie sich noch fern von dem Kampfe hielt, an den sie in dem Zeitraum der letzten vier Jahre bereits so kräftigen Antheil genommen, und gewiß dürfte es auch ihr, bei ihren auf die Gesammtmasse wirkenden Kräften, am leichtesten gelingen diesen Streit zum glücklichen Ende zu führen.

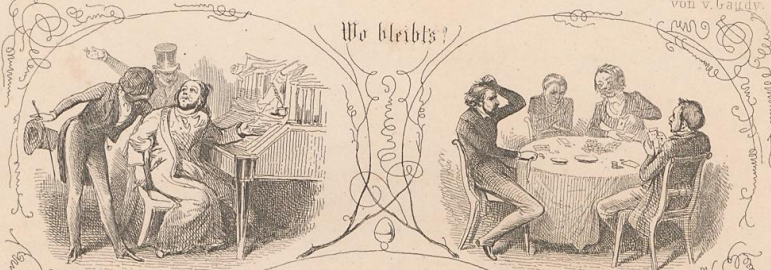
Gaudy's Kaiserlieder gehören gewichtig in das Interesse unsrer Tage, und seine Uebersetzung des Beranger zeigt uns, daß er den Dichter einer fremden Nation auf uns übertragen wollte, dessen Leistungen einen so bedeutenden Einfluß auf die Geschichte seines eigenen Volkes hatten.

Eine Gesammtausgabe von Gaudy's Arbeiten ist bisher noch nicht erschienen. Seine Freunde, Arthur Mueller und Eduard Ferrand hatten dieselbe vorbereiten wollen, doch da Dieser nun auch gestorben, müssen wir dieselbe von dem Ersteren allein erwarten. Die hier folgenden Gedichte entlehnen wir aus seinen schon vorher angeführten Liedern und Romanzen und den Kaiserliedern.

Wo bleibt's?

von v. Gaudy.

Wo bleibt's?



Ich trinke nicht.  
Ess ich auch mal  
ein Hundert  
Glück plustern  
nun dafür is's samat  
is's plusternzeit  
und wird dazu  
vuranderl.  
Nur zur Verdannung  
Ihr ich's.  
das is' klar.

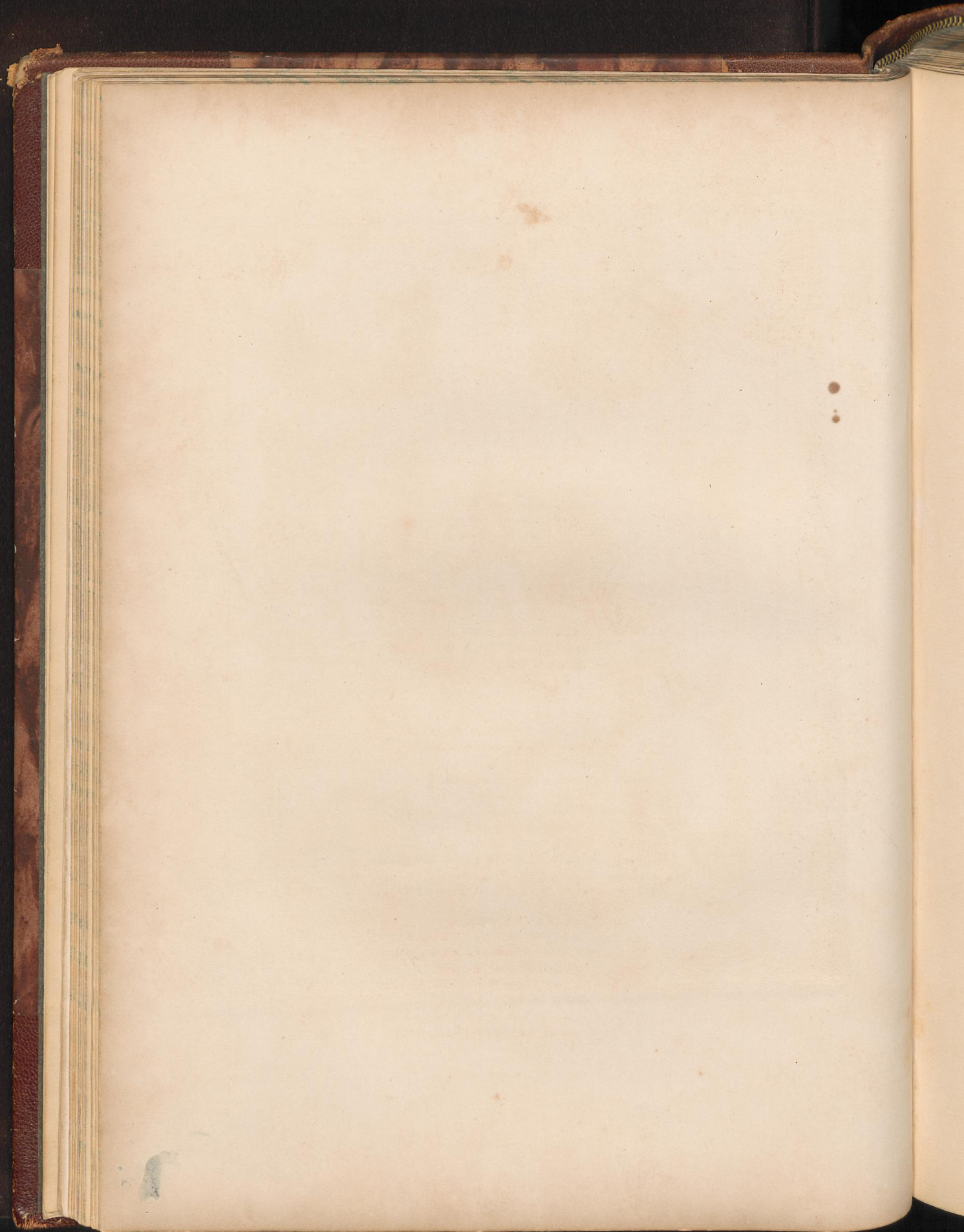


Dass ich für Mädchen  
mich in Schulden  
stürze  
fällt mir nicht ein.  
Sich Lieb'erkauften?  
Nui!  
Schenk ich Stathilden  
auch einmal ne Schürze  
Aen neuen Seidenhut.  
'nen Parapluce -  
Was wollen diese Kappe -  
reien sagen?

Wo bleibt mein Geld? So rat ich alle Tage.



ges. u. radirt v. T. Rosemann.



W o b l e i b t ' s ?



o bleibt mein Geld? So ruf ich alle Tage,  
Vergeblich sinnend keh' ich spät nach Haus.  
Wo bleibt mein Geld? Mit dieser ew'gen Frage  
Schütt' ich den Rest von meiner Börse aus.  
Die Tasche hat kein Loch. Die harten Thaler  
Wo sind sie hin? Gott weiß. In alle Welt.  
Des Morgens noch ein Notsschild — Abends kahler  
Als eine Kirchenmaus — wo bleibt mein Geld?

Im Buche steht es, was ich eingenommen,  
Denn in der Ordnung treib' ich's fast zu weit.  
Wißt' ich nur, wie ich um mein Geld gekommen,  
Um alles, in so kurzer Spanne Zeit?  
Der Dunkel ist splendid. Die Rebakteure  
Bezahlen prompt — vernimm's ungläub'ge Welt! —  
Buchhändler geben mehr als ich begehre —  
Ich schreibe viel — und doch: wo bleibt mein Geld?

Ich bin solide, lebe wie der Weise  
Von Sans-souci — und immer sans six sous!  
Ja, schweift' ich dann und wann noch aus dem Gleise,  
Dann trüg' ich mein Geschick mit Seelenruh',  
Doch so — — Mein Zimmer ist auf gleicher Erde —  
Den möcht' ich sehn, der sich zu Hause hält  
Gleich mir — wenn ich nicht just verleitet werde —  
Frag' ich da nicht mit Recht: wo bleibt mein Geld?

Ich spiele nie! Dem Faro — Gott bewahre! —  
 Ich opfern — nein, die Zeiten sind vorbei.  
 Und bieg' ich nun auch ein paarmal im Jahre  
 Mein Kärtchen — 's ist 'ne wahre Lumperei.  
 Zwar leugn' ich nicht, daß mein Gewinnst nur spärlich —  
 Im Gegentheile, meine Karte fällt  
 Stets linker Hand — doch der Banquier ist ehrlich; —  
 Das löst die Frage nicht: wo bleibt mein Geld?

Ich trinke nicht! — Eß' ich auch 'mal ein Hundert  
 Stück Auster — nun, dafür ist's Januar,  
 Ist's Austerzeit. Und wird dazu burgunder,  
 Nur zur Verdauung thu' ich's, das ist klar.  
 Daß man die Auster nicht im Mühlenbache  
 Kann fischen, daß ihr Preis so hoch gestellt —  
 'S ist hart — allein dies ist nicht meine Sache;  
 Das Einz'ge frag' ich nur: wo bleibt mein Geld?

Daß ich für Mädchen mich in Schulden stürze,  
 Fällt mir nicht ein. Sieh Lieb' erkaufen? Pfui!  
 Schenk' ich Mathilden auch einmal 'ne Schürze,  
 'Nen neuen Seidenhut, 'nen Parapluie,  
 'Ne Damenuhr, 'nen ächten Blondenkragen,  
 Und was den jungen Mädchen sonst gefällt —  
 Was wollen diese Lappereien sagen?  
 Da frag' ich immer noch: wo bleibt mein Geld?

### Das freie Land.

**S**u trauerst Freund? Wem gilt die bange Klage? —  
 „Der Freiheit, die von uns sich abgewandt.  
 Wo weilt sie jetzt?“ — Wo? Sonderbare Frage!  
 Blick auf! Du hoffst ja in der Freiheit Land,  
 Hier braucht sie sich nicht blöße zu verstecken,  
 Großmüthig schirmt sie selbst die Polizei.  
 Hörst Du aus jedem Mund, an allen Ecken  
 Laut und vernehmlich nicht das Wörtchen: frei?



Sieh den Geheimerath — zehn Orden quellen  
Aus seinem Knopfloch. Ahnst Du, was er sei?  
Lab' ihn zu Tisch — er wird sich pünktlich stellen,  
Und läpelt zärtlich-leis: Ich bin so frei!  
Hörst Du's? Er ist so frei, der Mann des Rathes,  
Der wirkliche, geheimnißvolle Mann —  
Nun zweifle noch an Freiheit eines Staates,  
Wo Solcher solche Worte wagen kann!

Darfst du den Freisinn offen nicht bekunden  
Auf Briefadressen? Schlafe Genüge!  
Frembländ'scher Franco-Chiffer ist verschwunden,  
Und mannhaft kühn schreibst Du das deutsche: frei.  
Der Sekretair der Post wird nicht erbleichen,  
Er tunkt in's Tintefas mit fester Hand,  
Und kriegelt auf's Rouvert das rothe Zeichen —  
Postfreiheit ist kein Wahn bei uns zu Land.

Mein Freund, hierher paßt nicht die alte Leier,  
Da stimme anderswo dein Liebchen an.  
Freimaurer haben wir, Freiherrn und Freier,  
Nun frag' ich ob man mehr verlangen kann?  
Freistellen giebt's, Freitische (freilich kläglich!)  
Wir haben einen Dichter Freiligrath,  
Den Freitag wöchentlich, Freistunden täglich —  
Und noch nicht frei genug dünkt Dich der Staat?

#### Haderlumpen - Liedchen.

**M**it dem Lumpensack durchstreife,  
Trillernd auf der Pfennigspitze,  
Ich die Stadt der Kreuz und Quer.  
Lump! Lump!  
Bänder geb' ich, Messingringe,  
Zunkelnagelneue Dinge,  
Gebt nur Eure Lumpen her.  
Lump! Lump!

Oft schon hat es mich gewundert,  
Daß in diesem Lumpjahrhundert  
Noch an Lumpen Mangel sei.  
Lump! Lump!  
Juden, vor und nach der Laufe,  
'S gilt ein Schacherchen! Ich kaufe  
Lumpen! Seid ihr nicht dabei?  
Lump! Lump!

Verse gegen englisch Pflaster  
 Tausch ich ein, Ihr Poetaster,  
 Denen Herz und Hemb zerseht.  
 Lump! Lump!  
 Gebt mir herzenswelle Lieber,  
 Weiß' Papier bekommt Ihr wieder —  
 Mehr zahlt auch nicht Hofmann jezt.  
 Lump! Lump!

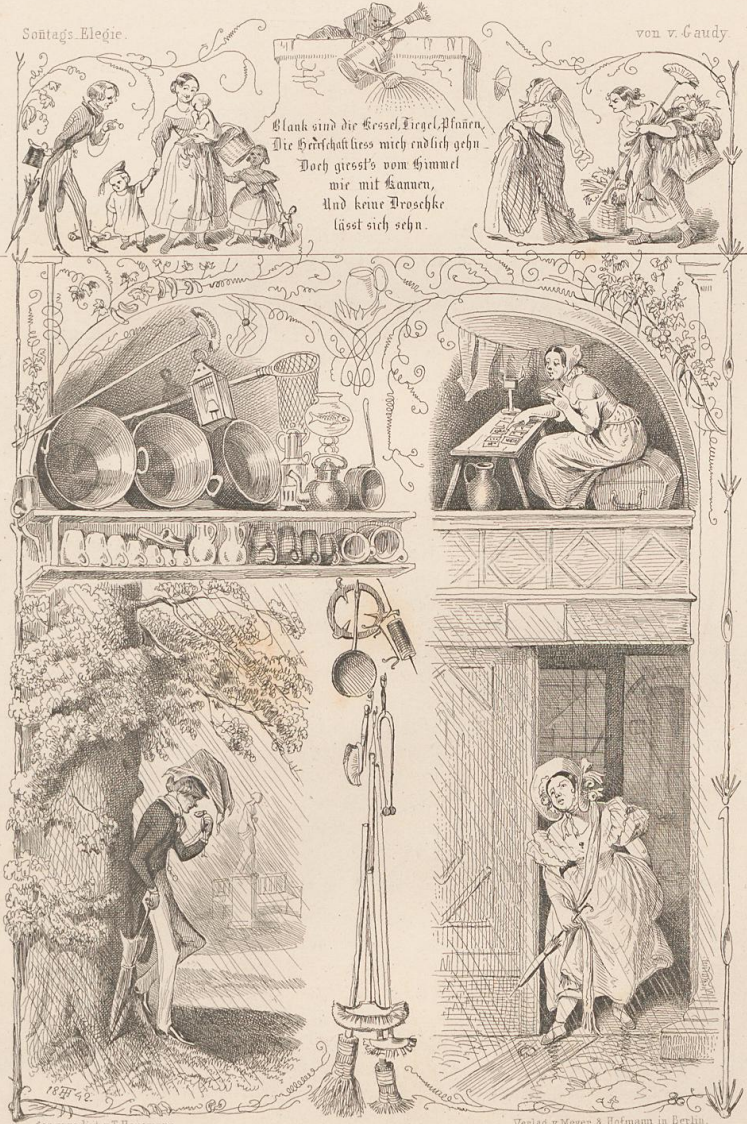
Pietisten, hört's im Städtchen,  
 Werft heraus mir die Traktätchen,  
 Den Bericht der Missionaires.  
 Lump! Lump!  
 Kirchenzeitung, die aus Halle,  
 Kauf' ich, und die Schriften alle  
 Ihrer würd'gen Redakteurs.  
 Lump! Lump!

Ihr, Unmünd'ger Kuratoren,  
 Advokaten, spißt die Ohren  
 Wenn mein geller Ruf erschallt!  
 Lump! Lump!  
 Sind die Akten in Verwirrung,  
 Gebt sie mir. Jedwede Irrung  
 Löst die Mühlenstampfe bald.  
 Lump! Lump!

Ihr vom hohen Adel, hört es!  
 Höre mich, Du hochverehrtes,  
 Höchstgebild'ges Publikum!  
 Lump! Lump!  
 Willst Du fort und fort am alten,  
 Längst vermorschten Trödel halten!  
 Sieh Dich doch nach Neuem um.  
 Lump! Lump!

Sonntags-Elegie.

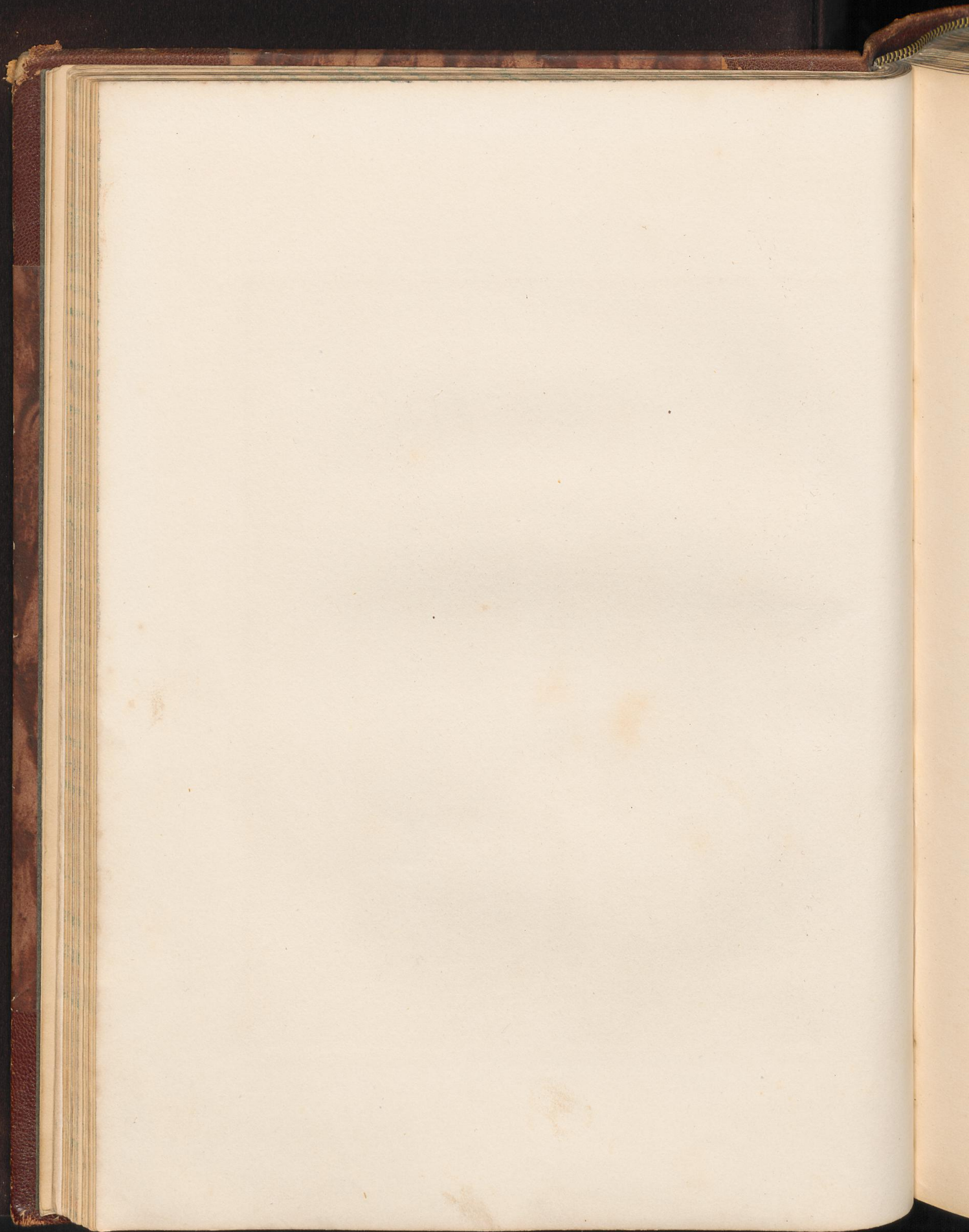
von v. Gaudy



Blank sind die Gessel, Ziegel, Pfannen,  
 Die Heißhakt liess mich endlich gehn.  
 Doch gressel's vom Himmel  
 wie mit Kannen,  
 Had keine Droschke  
 lässt sich sehn.

gez. u. radirt v. I. Rosemann.

Verlag v. Meyer & Hofmann in Berlin.



Sonntags-Elegie.



in freier Sonntag, und zwei Wochen  
Gehudel! Wird denn nie das Joch  
In dem die Köchin senkt gebrochen:  
Und Alles spricht von Freiheit doch.  
Blank sind die Kessel, Tiegel, Pfannen,  
Die Herrschaft ließ mich endlich gehn  
Doch gießl's vom Himmel wie mit Kannen,  
Und keine Droschke läßt sich sehn.

Der neue Kragen muß mich kleiden —  
Modern fand selbst Madame den Gut;  
So mag ich die Façon wohl leiden,  
Und Rosa stand von je mir gut.  
Die Taille, wähehlich zum umspannen —  
Und wie die weiten Ärmel stehn —  
Doch gießt's vom Himmel wie mit Kannen,  
Und keine Droschke läßt sich sehn.

Ob wohl der Blondkopf heut' im Garten?  
Er bat mich um ein Rendezvous,  
Und bis um neun Uhr woll' er warten.  
Er schwur mir's hoch und theuer zu.  
Nach diesem Goldfisch gilt's zu spannen  
Das Netz. Geläng's, und sing ich den —  
Doch gießt's vom Himmel wie mit Kannen,  
Und keine Droschke läßt sich sehn.

Und Geld, das hat er — viel — ich wette —  
 Das feine Tuch — die goldne Uhr —  
 Das Augenglas an schwerer Kette —  
 Auf die Erklärung wart' ich nur.  
 Doch Stund' auf Stunde fliegt von dannen:  
 Ich muß hier auf der Lauer stehn;  
 Noch gießt's vom Himmel wie mit Kannen,  
 Und keine Droschke läßt sich sehn.

Trefflich wach nicht von der Seite,  
 Als ich die Karte mir gelegt,  
 Und daß der 'nen Kentner bedeute,  
 Weiß jedes Kind — — Herr Gott! Es schlägt.  
 Die Feiertunden sie verrannen —  
 Die Herrschaft ruft, — schon ist es Zehn —  
 Und immer gießt's noch wie mit Kannen,  
 Und keine Droschke läßt sich sehn.

### Die Reiterin.

**S**ah ich jüngst — es war im Traum —  
 Einen wunderfeln'n Ritt;  
 Auf behäutem, heißen Klepper,  
 Welcher schleichend Schritt vor Schritt  
 Mit den Ranken, Dornen, Messeln  
 Sich schwerfäll'gen Hufes sticht,  
 Saß ein Weib, das schlafend nickte,  
 Und doch nicht vom Sattel glitt.

Saß verkehrt doch gar die Donna,  
 In der Hand den Schwanz als Zaum,  
 Wanck' hinüber und herüber,  
 Murrelt' auch, doch wie im Traum.  
 Wen'ge Worte nur vernahm' ich,  
 Die ich hört', verstand ich kaum,  
 Gab auch nicht drauf acht und mustert'  
 Ihres Kleides bunten Saum.

Sah ich doch, Zeit meines Lebens,  
 Nicht so farbigen Talar;  
 Graun nur gegen ihn bedünkte  
 Mich der Regenbogen gar.  
 Große Lappen, kleine Feseln,  
 Angefüßt fast wunderbar —  
 Nun, der Himmel mag es wissen,  
 Wer des Kleides Schneider war.


Groß und herrlich war zu schauen  
 Dieser Edelrau Gestalt,  
 Zeigte gleich gebogner Nasen  
 Spuren von der Zeit Gewalt,  
 Hatte sie mit häm'schem Finger  
 Gleich manch' Fält'chen eingestalt —  
 Immer ließ sich noch ermessen,  
 Daß die Frau mit Ehren alt.

Zu erwachen schien die Dame,  
Leis und schüchtern fragt' ich da:  
Wenn nicht meine Ahnung lüget,  
Seid ihr Frau Germania? —  
Bis zu Achtzehnhundert neune  
Ward ich so genannt. O ja. —  
Und jetzt? — Hab' ich hundert Namen;  
Nennst mich Frau Steätera.

Wie ihr wollt. Doch edle Herrin,  
Welchen fabelhaften Gaul  
Reitet ihr? So abgetrieben,  
Buglahn, hinkend, träg und faul.  
Scht — doch nein, ihr könnt nicht sehen —  
Im Moraste wühlt sein Maul;  
Kommt nicht haardreit von der Stelle.  
Schafft ihn ab. Es ist ein Graul.

Naseweiser Neuringsthümler,  
Welch' ein übermüth'ger Bahn  
Treibt euch, meinen Gaul zu lästern,  
Dem ich herzlich zugethan?  
Der mich schon seit grauen Jahren  
Sicher trug auf dorn'ger Bahn,  
Der den ält'sten Stammbaum vorweist —  
Ihn, den alten Schlenbrian?

### Das Orakel.

ie Mutter hält auf dem Schooße  
Das Knäblein zart und hold,  
Lippen glüh'n ihm wie Rose,  
Wöckchen glänzen wie Gold.

Das Küssen und das Herzen  
Heute bekommt sie's nicht satt;  
Ein Jahr ist's, daß sie viel Schmerzen  
Um ihn erlitten hat.

Ein Jahr ist's, daß ich viel Schmerzen  
Um Dich erduldet hab';  
Ein Jahr seit den Himmel im Herzen  
Die Mutterbrust Dir gab.

Wie so reizend entfaltet  
Hast Du, mein Knösychen, Dich.  
Engel des Himmels, erhaltet,  
Schüßet ihn milbiglich. —

Herrin, wollt mir erlauben,  
So flüßert jetzt die Magd,  
Daß nach des Wolfes Glauben  
Das Schicksal werde befragt.

Last loosen das jahresalte  
Knäblein am heutigen Tag.  
Der Himmel gnädig walte,  
Daß er's wohl treffen mag.

Ich bringe die heilige Bibel,  
Den Apfel, das Thalerstück.  
Ein Loos verkündet Uebel,  
Zwei Loose verkünden Glück.

Noth bleibt er wie Apfels Wäckchen  
Wenn er die Frucht erkliest.  
Nie fehlen die Thaler im Säckchen,  
Wenn er das Silber erkliest.

Und, fragt die Mutter lebend,  
Gewählt er das heilige Buch?  
Die Magd spricht widerstrebend:  
Dann wird ihm das Leichentuch. —

O nimmer, nimmer wage  
Dies Spiel. Ihm bleib' es fern.  
Dies hiesse mit sündlicher Frage  
Versuchen Gott den Herrn. —

Die Magd trägt in die Kammer  
Wohl die drei Loose zurück.  
Die Bibel mit silberner Klammer,  
Sie fesselt des Kindes Blick.

Zappelnd und ringend windet  
Es sich von der Mutter Schooß.  
Lappt in das Kämmerlein, findet  
Das ernste Todesloos.

Am goldig-gleisenden Schutte  
Erkennt er das Erbstück.  
Mit kurzem, schaukelnden Schritte  
Bringt er's der Mutter zurück. —

Schon jetzt Deine Thränen fließen?  
Warte noch, Mutter, ein Jahr,  
Dann magst Du die bitteren vergießen,  
Dann wird das Drafel wahr.

### S t e r b e k l ä n g e .

**S**ie dachtverhang'nen Zimmer  
Glänzt matt der Lampe Licht,  
Wirft ihren zitternden Schimmer  
Auf ein welkes Greisen-Gesicht.

Die Kinder steh'n im Kreise  
Um das Sterbebett herum.  
Ihre Thränen rollen leise,  
Sie trocknen das Auge stumm.

Die bald Verwaisten reichen  
Im schmerzlichen Druck sich die Hand,  
Unfäglichen Leibes Zeichen,  
Das keine Worte fand.

Jetzt ziehen frohe Gefellen  
Singend die Straß' entlang.  
Die Töne nah'n und schwellen  
Zum dumpfen Zitherklang.

Da schlägt die Augenwimpern  
Noch einmal auf der Greis,  
Lauschet der Zitter Klumpen,  
Lauschet der Sangesweis.

Das sind meines Sohnes Lieber!  
Mild lächelnd der Alte spricht.  
Sein Haupt sinkt matt hernieder,  
Das Aug' im Lobe bricht.

### A u s d e n K a i s e r l i e d e r n .

#### Die Schlacht bei den Pyramiden.

Nun schließ dich fest zusammen, du ritterliche Schaar!  
Wohl hast du nicht geahnet so dräuende Gefahr.  
Die übermächt'gen Rotten, sie stürmen an mit Schwall,  
Die Ritter stehn und starren, wie Fels und Mauerwall.  
Uhl and.

**S**ieh, an fernem Horizonte wachsen wundersame Zacken  
Aus dem wüsten Plan; der Himmel ruht auf ihrem Felsennacken  
Sind es Wolken, regungslose, die des Zaubers Spruch gebannt,  
Jetzt der Gletscher eis'ge Spitzen äffend auf Aegyptens Sand? —

Mein, du siehst des Stolzes Säulen, siehst des Despotismus Tempel,  
Siehst den auf der Völker Steine ewig glüh'nden Sklavensempel,  
Siehst die Male, die den Namen überbauert ihrer Herrn,  
Siehst die ries'ge Marmorhülle von zu Staub zerfallnem Kern.



Sene starren Riesenhäupter, die im Morgenstrahl sich baden,  
Während noch den Reif der Nächte zispelnd schlürfen die Götaden,  
Die des Blüthes Schlang' tragen, wie dem Hauch giftschwängern Winds,  
Unerreicht vom Flug des Geiers — Dschischsches's Pyramiden sind's. —

Und die blinkend helle Linie an dem Fuße der Kolossen,  
Sind es Reiter, durch die Ebne stürmend auf windschnellen Rossen,  
Der sind es Nebelstreifen, die der Sonne Strahl bescheint,  
Trugbild dieses Wunderlandes, Wüstenpiegel? — Nein, der Feind.

Ha, er naht! Die Wüste zittert unter seiner Renner Hufen.  
Durch die Glieder der Franzosen hör' ich Bonaparte rufen:  
„Schließet eures Virecks Mauern! Von der Kön'ge Felsengrab  
Schauen jetzt auf eure Thaten drei Jahrtausende herab!“

Allah jauchzend, Säbel schwingend, Bügels Zacken in die Klanten  
Ihrer Pferde grabend, stürzen Mammelucken jetzt auf Franken:  
Also stürmt der Nordwind heulend auf der Giche Leben ein,  
Die mit nerv'gem Arm umklaffert hält des Felsens Urgestein.

Wellen schlagend in den Lüften fliegt der Mofse Silbermähne;  
Aus dem schlanken Bau der Füße quillt die schneid'ge Kraft der Sehne,  
Feuer leuchtet aus dem Auge, Schaum bespritzt das Goldgebiß,  
Raum gelenkt von Reiters Händen, der des eblen Thiers gewiß.

Von der Muselmänner Haupten, von des Turbans falt'gem Schleier  
Glänzt das funkelnde Geschmeide, nickt der schwankte Busch vom Reiter,  
Und des Stahles Mondesichel, schmiegsam, hauchend zarten Duft,  
Funkelt in der Hand des Kriegers, blitzschnell zispelnd durch die Luft.

Also krauß die niebesiegte, stolze Mitterschaft der Sonne,  
Heulend wie der Wüste Raubthier, auf die fränkische Colonne,  
Auf die feuersprüh'nde Hecke, rings vom Bajonett umdornt,  
Die zu sprengen der Mann'lucke machtlos seinen Streithengst spornet.

Wie die Braven starrt der Leuchtturm, wenn des Meeres Woge bäumend  
An der Strebezieher Quadern hoch hinausrauscht, zornig schäumend;  
Das Gewühl der hohlen Brandung, Welle, die sich donnernd bricht,  
Nichts erschüttert den Gewalt'gen; weithin sendet er sein Licht.

Aber rastlos jagt von neuem Murad-Bey die Mohnsaft-trunknen  
Auf die fränkischen Phalangen. Die zu Boden schon Gesunknen  
Schleudern türkisch ihre Dolche; mit dem Hufe kämpft das Ross —  
An der Helbenmauer splittert Pferdeschuh und Wurfgeschos.

Wie ein süß'ger Goldstrom werfen jetzt vom sand'gen Palmehügel  
 Sich der Kürassier Schwadronen thalwärts mit verhängtem Zügel.  
 Sturm auf Sturm, auf Reiter Reiter, Kling' auf Klinge, Pferd auf Pferd,  
 Stahlhelm gegen Seidenturban, Pallasch gegen Sichelsschwert.


Gleich dem Löwen, der im Sprunge auf der Antilope Nacken  
 Sich geschwungen und in's sammtne Fell begräbt der Klauen Zacken,  
 Der des Halses Bug zermalmet, bis das Dpfer röchelnd sinkt,  
 Mordet jetzt der Panzerträger, der mit dem Osmanen ringt.

Und des Halbmonds Glanz erbleicht; seine Krieger wanken, weichen,  
 Suchen in des Niles Welle Zuflucht vor den Eisenstreichen,  
 Färben, rudernd mit zerfleischtem Arm, den roll'nden Strom mit Blut —  
 Die der Franken Stahl verschonte, schlingt hinaß die falsche Fluth.

Durch Cahira's Thore ziehen, die des Welttheils Loos entschieden;  
 Sie, die Pulverrauch-geschwärzten Sieger bei den Pyramiden.  
 Von dem Thron der Pharaonen weht dreifarbiges Pannier,  
 Und des Morgenlandes Völker huld'gen dem Sultan Kebir.

### Der Grenadier der alten Garde.

Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!  
 O. Heine.

 htern des Gitterfensters steht an Vidétre's Wand  
 Ein Veteran, gezieret mit rothem Ehrenband,  
 Starrt auf die dumpf'ge Mauer, das Herz ist ihm so schwer,  
 Und wiegt das Haupt wie schmerzlich verneinend hin und her

Gegrau'nde, krause Locke die hohe Stirn umspielt,  
 Wo tiefe Narbe kündet, wie scharf der Feind gezielt;  
 Wo tiefe Narbe deutet, wie einst dem Schlachtentod  
 Er feß ins Auge schaute, feß ihm die Stirne bot.

Auf Mont-Saint-Jean's Gefilden die Schaar der Helden spricht:  
 Es fliehet die alte Garde, doch sie ergibet sich nicht!  
 Er rief's, da traf die Kugel der Värenmüße Rand;  
 Mit Blut das Wort besiegelnd, sank hin er in den Sand.

Aus glüh'nden Fieberträumen, nach Mondenfrist, erwacht  
Der Greis in düstrem Kerker, in düst'rer Seelennacht.  
Verwor'ne Schatten treiben am Geist vorüber wih, —  
Nur aus des Irthums Wolken taucht nur des Kaisers Bild.

Jetzt faßt er eine Kohle mit hiebgelähmter Hand,  
Und zieht vom Hut des Kaisers den Umriss an die Wand,  
Vom wohlbekannt'n Hute, mit den drei Farben dran,  
Die auf den Siegesbahnen gezogen stets voran.

Die ernste, freie Stime entwirft er mit Geschick,  
Und müht sich nachzubilden des Feldherrn Adlerblick,  
Die Sonne, deren Strahlen der Greis sein Lebenslang  
Gefolgt, bis ihre Glorie bei Waterloo versank.

So malt der alte Krieger mit hiebgelähmter Hand  
Das Bild des großen Kaisers roh an Biedre's Wand,  
Er zeichnet ernst und schweigend, und mit dem letzten Strich  
Läßt er die Arme sinken und weinet bitterlich.

## L ä t t i a.

Nie küßt eine Mutter so viel ein!  
Richard III.

**I**n des Capitoles Schwelle ragt vereinzelt in die Luft  
Eine Marmorsäule, träumend, schweigend auf der Trümmergruft.  
Staub bestreut die andern alle; sie allein erhebt, umlaubt  
Von des Cyphen Wittwenschleier, ihr vom Blis verschontes Haupt.

An des Capitoles Schwelle steht ein hoher Vorbeerbaum:  
In dem höchsten Wipfel regt sich zögernd noch ein Lebenstraum;  
An der Felsen Rippen klammert sich der Wurzeln zähe Kraft,  
Doch die welken Arme starren weithin, leblos, geisterhaft.

Stolzer strebte keine Krone zu des Himmels Dom empor;  
Ubershattend sieben Reiche, glück ihr keine je zuvor;  
Keine haben die Orkane, Blatt für Blatt, gleich ihr entlaubt,  
Haben keiner, langsam mordend, Sproß für Sproß gleich ihr geraubt.

Auf des Capitoles Schwelle thront ein Weib, das Haar gebleicht,  
 Deren Größe, deren Leiden noch kein andres Weib erreicht,  
 Deren Wonne, deren Jammer keiner Mutter Busen kennt,  
 Deren Hoheit, deren Glend keines Volkes Sage nennt.

Magend so vor allen Frauen, wie vor Männern ragt ihr Sohn,  
 Thronet sie, der Mütter erste, Mutter von Napoleon,  
 Sie, der jeden Kelch zu leeren ward das unerhörte Loos,  
 Sie, die lebende Ruine, auf Ruinen hehr und groß.

Alle Kränze, die das Fatum eines Weibes Scheitel weist,  
 Jugend, holde Leibeshöhne, Kinder, Macht und Herrlichkeit,  
 Alle waren ihr verliehen, alle nahm ihr das Geschick:  
 Nur grausamer Spott des Namens blieb ihr, und die Thrän' im Blick.

Eines halben Welttheils Throne nahmen ihre Kinder ein:  
 Leuchten sah von Jedes Stirne sie des Diademes Schein,  
 Sah, wie gleich des Traums Gebilden, jedes Golbreifs Glanz erblich, —  
 Tiefer senkte ihre Krone nur, die Märtyrerkrone, sich.

Alle: Vater, Mutter, Gatten, riß der Tod von ihrer Brust,  
 Knickte Knospen, die des Schwellens, des Entfaltens kaum bewußt,  
 Ließ den Niesenohn verschmachten auf dem meerrumrollten Stein,  
 Mordete den Sohn des Sohnes, sie verschmäh't' er, sie allein.

Neiden darfst du das Gewebe, ja nur du, Lätitia,  
 Das die finstern Schicksalschwestern flochten einst für Hekuba:  
 Aller Kinder Leichen thürmten sich zum Hügel um sie her,  
 Und dann öffnete die Arme der Verzweifelnden das Meer.

Früher trockneten die Thränen, welche Niobe vergoß,  
 Als die blüh'nden Sprossen grausam traf des Götterpaars Geschos.  
 Auf die Todten fiel ein todt's Auge, früh zu Stein erstarrt,  
 Während dein's noch auf den Zähren-still'nden Todeschleier harrt.

Fallen soll des Weltendrama's Vorhang: Omnes exeunt!  
 Spricht des großen Trauerspieles Schöpfer jetzt mit ernstem Mund.  
 Dem Verhängniß hingeopfert sanken Fürsten, sank der Chor, —  
 Und nun trete du, die Letzte, als der Epilog hervor.

Frage, Bild der ew'gen Roma, von der Niesin Gruft herab,  
 Frage: Ob es einen Helden, deinem Sohne gleichend, gab?  
 Frage jede deiner Schwestern: Ob sie mehr als du beweint? —  
 Deine Frage wird von Jeder mit verhülltem Haupt verneint.

